Der Paladin.

Von Horace Annesley Vachell.

(11. Fortsetzung.)

VIII.

Zwei Jahre später kehrte unser Paladin in die Heimat zurück, um vor seiner Abreise noch einem anderen Weltteil — er war zum ersten Gesandtschaftssekretär bei der Botschaft in Buenos Aires ernannt worden — ein paar Monate Urlaub zu genießen.

Lady Matilda fuhr ihm mit liebender Hand durch sein lockiges Haar, und war ganz beglückt, daß der liebe Junge sich so wenig verändert habe. Er aber versicherte ihr, daß er innerlich ein anderer geworden sei. Zu ihrem Schmerze weigerte er sich, in Pont Street zu wohnen, doch versprach er ihr auf Ehrenwort, öfter den Lunch bei ihr zu nehmen. Er war eben Mitglied eines der vornehmsten und exklusivsten Klubs geworden und nahm sich in der Nähe desselben, in einer schmukken Seitenstraße von Pall Mall, eine Wohnung.

Drei Tage nach seiner Ankunft in England machte er eine Entdeckung, die ihn tief bewegte: die Firma Sabrina & Co. war aus dem Adreßbuch verschwunden! Ein gefälliger Fischhändler in der Nähe gab ihm einige spärliche Auskünfte: eine von den beiden Damen war gestorben, die andere fallit geworden. Das war Miß Yorke, jawohl, Miß Yorke. Zornig fragte Harry nach der Ursache des Zusammenbruchs. Dubiosen! Die Reichen bezahlten nicht! Miß Yorke sei zu leichtgläubig gewesen. Sie hatte vielleicht hundert Hüte für die große Vorstellung in der „Hölle" geliefert. Die „Hölle" war vier Wochen später bankerott und sie mit ihr.

Harry fuhr eiligst nach Pont Street, und wie aus einer Pistole schoß die Frage hervor: „Wo ist Esther?"

„Welche Esther?"

„Herr des Himmels! Esther Yorke!"

„Ich habe sie schon eine Ewigkeit nicht gesehen."

„Sie ist gepfändet worden! Hast du das gewußt? Ah, du hast's gewußt und hast mir nichts davon gesagt?"

„Ich wollte dir den Schmerz ersparen, lieber Harry."

„Und keine von euch hat sich ihrer angenommen?"

„Ich war damals in Homburg. Ich habe immer von ihr gekauft, obwohl ihre Preise — noch dazu, wenn man bedenkt, daß wir alte Freunde waren — horrend waren."

„Und Dorothea hat auch jeden Verkehr mit ihr aufgegeben?"

„Soviel ich weiß, hat Esther den Verkehr mit Dorothea aufgegeben."

„Ich muß sie finden!"

„Ist das klug, mein Sohn?"

Da erhob der Paladin die Stimme gegen die Urheberin seines Daseins.

„Ich habe sie geliebt, und du hast es gewußt. Ich wollte sie heiraten, aber ich hatte dir ja versprochen, mich nicht fortreißen zu lassen. Sie gab mir auch mit ihrem eigentümlichen Lächeln zu verstehen, daß ich zu lange gezögert hatte, und als ich tröstend sagte, du würdest schon einwilligen, da erzählte sie mir, du seist bereits bei ihr gewesen!"

Lady Matilda erschrak.

„Der Rittmeister Saladin hat die Wahrheit gesagt", entschuldigte sie sich. „Douglas Yorke hat die Mutter seines Kindes nicht geheiratet. Sie ist im Auslande gestorben. Esther hat sich musterhaft benommen, und wir haben auch treu zu ihr gehalten, uns hatte sie zu verdanken, daß ihr Modesalon der besuchteste der Stadt wurde. Frage Mrs. Rockingham Trigg, ob es nicht wahr ist. Constance Malplaquet hat alle ihre Hüte bei Esther gekauft."

„Hat sie sie auch bezahlt?"

„Wahrscheinlich. Uebrigens sprichst du in einem Ton zu mir, lieber Harry, der sehr verletzend ist."

Bei diesen Worten sah sie ihn schmerzlich an, während Tränen aus ihren Augen tropften. Harry war ergriffen.

„Verzeihe, Mama", sagte er zerknirscht; „hoffentlich ist alles in Ordnung. Es ist undenkbar, daß einem so prächtigen Geschöpf ein Malheur zugestoßen sein sollte. Ich hätte ihr freilich schreiben sollen. Ich habe infolge der Aufregung damals um sieben Kilo abgenommen. Fünfmal hat sie mir einen Korb gegeben! Und sie hat mich trotz alledem geliebt, darauf möchte ich einen Eid ablegen. Diese Hexe! Fünfmal! Ich glaubte, es würde mein Tod sein."

„Armer Junge!"

„Sobald ich etwas erfahre, teile ich dir's mit."

„Vor dem Lunch darfst du nicht fortgehen, Harry, ich habe eigens für dich deine Lieblingsgerichte bestellt."

„Du bist die beste Mutter von der Welt."

Und er blieb zum Lunch und ließ sich seine Lieblingsgerichte schmecken. Nun begann die Suche. Aber die Spur führte nicht weiter als bis zum Laden des Fischhändlers. Sabrina Lovell war tot und ihre Kompagnonin war verschwunden — unter sechs Millionen Menschen versunken.

Da legte sich Harry die Frage vor: „Soll ich die Sache fortsetzen?" Er zweifelte nicht daran, daß seine Bemühungen endlich doch von Erfolg gekrönt sein würden, aber war Esther noch das süße, holdselige, berückende Geschöpf, das er gekannt und geliebt hatte? Als Mann von Welt wußte er, daß der Jugendschmelz verschwunden sein müsse. Wie hatte er sie damals gewarnt! Und statt aller Antwort war sie zum Theaterdirektor Fitzroy gegangen.

Der Name gab ihm den glücklichen Gedanken ein, sich bei Fitzroy nach Esther zu erkundigen. Der große Mann empfing ihn aufs höflichste. Jawohl, er wußte sich sehr gut an Miß Yorke zu erinnern. Er hatte ihr den Rat gegeben, von ihrem Vorhaben abzustehen, lieber etwas andres zu versuchen. Und er hatte ihr eine Empfehlung an Johnson und eine an Miranda Jagg gegeben.

Am folgenden Tage fand sich unser Paladin bei Miß Jagg ein und bat sie um eine Unterredung. Sie machte keinen guten Eindruck auf ihn, aber er hatte sie ja weder spielen noch unterrichten sehen. Er sah nur eine sehr nachlässige alte Frauensperson in ihr, die nachmittags um vier Uhr einen Schlafrock und gestickte Pantoffeln trug. Ihre Finger waren braun von Nikotin; das Haar war wirr und unordentlich, und sie trug offenbar nicht einmal ein Mieder!

„Ich suche Miß Esther Yorke", sagte Harry; „könnten Sie mir vielleicht sagen, wo ich sie finden werde?"

„Leider nicht. Sie war eine gute Freundin von mir, und ich sähe sie gern wieder."

Es durchzuckte ihn eisig bei dem Gedanken, daß diese Frauensperson sein geliebtes Mädchen Freundin nennen durfte! O diese Komödianten! Aber er bezwang sich und bat sie inständig, ihm mehr zu sagen. Miranda starrte ihn an, dann hob sie seine Karte auf, die mit Zigarettenendchen auf den Boden gefallen war.

„Ach, du meine Güte!" rief sie aus. „Sie sind Harry?"

Mr. Rye bejahte etwas steif, daß sein Vorname Harry sei.

„Setzen Sie sich. Wollen Sie rauchen? Wenn Sie Esther wirklich gern haben, dann — Sie wissen ja: „les amis de nos amis sont nos amis". Aber sagen Sie mir nur Mr. Rye, wie konnte sie Sie abweisen?"

Er lächelte bescheiden; es gewährte ihm einigen Trost, daß auch andre über Esthers „Nein" verblüfft waren. Im nächsten Augenblick hatte er eine von Mirandas Zigaretten im Mund und zündete ihre und seine mit dem gleichen Zündhölzchen an.

„Ich war arm", erklärte er, „und meine Leute — hm — bearbeiteten sie. Sie sagte, sie würde mich heiraten, wenn sie sich ihr Brot verdienen könnte, sie war ein wenig widerspenstig."

„Ja, das war sie, da haben Sie recht, Mr. Rye!"

„Was ist aus ihr geworden?"

Miranda seufzte; die Finger, die die Zigarette hielten, zitterten.

„Sabrina Lovell, ihre Kompagnonin, bat mich, mich ihrer anzunehmen. Aber ich bin alt, wie Sie sehen, und schwerfällig, ich konnte sie nicht halten; sie lief mir davon. Ich versichere Sie, Mr. Rye, daß ich getan habe, was in meinen Kräften stand. . . ."

„Ich bin davon überzeugt", erwiderte Harry artig.

„Nach Sabrinas Tode machte sie Dummheiten; jetzt ist mir alles klar: sie wollte viel Geld verdienen, um Sie dann heiraten zu können." Sie sah Harry mit einem mütterlichen Blick an, und er sagte sich, das sei doch die einsichtsvollste Person, die ihm je untergekommen war.

„Sabrina hat es geahnt", fuhr Miranda fort; „die arme Esther konnte nicht auf eigenen Füßen stehen. Ein kleiner Erfolg stieg ihr zu Kopf, dann änderte sich die Sachlage mit einem Schlag. Vergebens suchte ich, ihr Zügel anzulegen, es war umsonst. Sie war die Tochter ihres Vaters. Sie verkaufte alles — ihre hübschen Möbel, ihren Schmuck, ihr Pelzwerk — nur um das Geschäft nicht schließen zu müssen, aber die Dubiosen richteten sie vollends zugrunde. Dann gab sie ihre Wohnung auf und lebte eine Zeitlang bei mir. Ich verschaffte ihr ein Engagement in der Provinz, aber die Truppe ging krach, und plötzlich stand sie in Bristol da ohne einen Penny."

„Herrgott!"

„Ich schickte ihr das nötige Geld zur Rückreise, da schrieb sie mir einen Brief. Warten Sie, ich zeig' ihn Ihnen."

Sie holte aus einem verschlossenen Pult einen Brief herbei, der auf billigem Briefpapier mit violetter Tinte geschrieben war. Auch ihre Handschrift hatte sich verschlechtert. Harry biß sich auf die Lippen und las: „Ich nehme Ihre Fünfpfundnote dankend an, Sie liebe, gute Seele, aber ich denke nicht daran, zu Ihnen zurückzukehren und mich von Ihnen erhalten zu lassen. Doch ich komme wieder, wenn ich Ihnen das Geld zurückgeben kann. Die Sachen in meinem Koffer sind übrigens mehr wert als fünf Pfund. Ihre Esther."

„Sie ist aber nicht wiedergekommen", fuhr Miranda fort; sie unterdrückte ein Aufschluchzen. „Ich hab' sie annonciert, ich hab' getan, was ich konnte. Ich hab' sie sehr gern gehabt, Mr. Rye. Der Koffer mit ihren Kleidern steht noch bei mir."

„Vielleicht ist sie tot?"

Alle Fassung verließ ihn plötzlich, seine Augen waren feucht.

„Ich bin fest davon überzeugt, sie lebt!" tröstete ihn Miranda.

„Woraus schließen Sie das?"

„Ich bin eine abergläubische Närrin, lachen Sie mich nicht aus! Aber ich hab's vorher gewußt, daß Sabrina Lovell sterben wird, und ich weiß, daß Esther am Leben ist!"

Er stöhnte: „Vielleicht wäre es sogar besser, sie wäre tot."

„Sie ist nicht tot, Mr. Rye, aber sie wird erst zurückkehren, wenn sie mir die fünf Pfund bezahlen kann."

Er empfahl sich wie betäubt.

Er kam auch nicht so schnell wieder zu sich, obwohl seine Mutter tat, was sie ihm von den Augen absah. Zuweilen sprach ein deutlicher Vorwurf aus seinen blauen Augen. Esthers Name wurde nicht genannt. Lady Matilda wußte, daß sie verschwunden sei, und im tiefsten Herzen hoffte sie vielleicht daß sie tot sei. Jedenfalls stand sie zwischen ihrem Jungen und den Töchtern des Landes, die er alle mit feindseligen Blicken betrachtete. Dagegen war er gegen junge Damen, die für eine Heirat nicht in Betracht kamen, weniger gleichgültig. Man hatte ihn im Savoy mit der Tänzerin Alice Godolphin soupieren gesehen. Jedermann wußte, daß die reizende Alice ein tugendhaftes Geschöpf war, aber sie war keine Frau für einen zukünftigen Gesandten. Die ängstliche Mutter erfuhr ferner, daß Harry mehr Champagner trank, als unbedingt zur Stillung eines mäßigen Durstes gehörte. Er sah auch nicht mehr so jugendlich aus; sein Gesicht war nicht mehr rosig, sondern rot, seine Augen wurden trüb. War er auch in dieser Beziehung der Sohn seines Vaters? Ging er demselben Schicksal entgegen?

Da ereignete sich etwas Unvorhergesehenes. Harry hatte einen Privatdetektiv mit der Suche nach Esther beauftragt. Er war entschlossen, unter allen Umständen seine Pflicht an dem Mädchen zu tun, das fast seine Frau geworden wäre. Dieser Gedanke gewährte ihm einigermaßen Trost. Stets sah er zwei Esther vor sich: die hochheilige Maid, die einen Helden aus ihm gemacht hatte, und das eigensinnige Mädchen, das schuld daran war, wenn dieser selbe Held sich eine Zeitlang wie ein Narr vorkam. Dieser zweiten Esther grollte er. Und auf ihr Haupt wollte er glühende Kohlen häufen.

Der Detektiv telegraphierte seinem Auftraggeber, daß Esther Yorke gefunden sei. Das Telegramm schloß mit den Worten: „Erwarte Sie heute abends Hotel Schwarzer Schwan, Southampton."

Harry hatte für diesen Abend sein Erscheinen bei einer Galavorstellung in der Oper zugesagt. Trotzdem reiste er nach Southampton.

Der Detektiv berichtete kurz: „Ich hab' sie gefunden. Sie ist krank, halb verhungert."

„Haben Sie ihr meinen Namen genannt?"

„Nein."

„Das ist recht. Wie haben Sie es angestellt, sie zu finden?"

Der Detektiv zog sein Notizbuch hervor. Er hatte in Bristol angefangen, war von Stadt zu Stadt gewandert und hatte sie endlich hier aufgespürt. Er hatte sich wahrhaftig einen schönen Scheck verdient.

„Kommen Sie in einer halben Stunde wieder", sagte Harry.

Und nun kämpfte der Paladin mit dem ersten Gesandtschaftssekretär einen harten, denkwürdigen Kampf. Den letzteren überkam die Versuchung, mit dem nächsten Zug nach London zurückzukehren, nachdem er dem Detektiv eine ausreichende Summe zur Wiederherstellung des armen Geschöpfes übergeben, aber der Paladin trug den Sieg davon.

(Fortsetzung folgt.)

— Betrachtung. Fritzl (dessen Eltern in Scheidung liegen, zu einem Jungen): „Bisher war ich immer der „Lausbub", und jetzt wollen mich beide haben!"

— Ueberflüssig. Dame: Führen Sie auch ein Tagebuch, Herr Studiosus?

Student: Wozu? Alles für mich Wissenswerte schreibt schon die Wirtin a "

Mein Freund Fritz.

Dem Englischen des Robert Gibb nacherzählt von Louis Kukol.

Nicht jedem wäre die Freundschaft mit Fritz Finder angenehm gewesen. Aber mir machten sein: Unbehändigkeit und seine sonderbaren Einfälle gerade Spaß. Ich hatte ihn zufällig auf einer Reise kennen gelernt, und hatte mich von Anfang an zu ihm hingezogen gefühlt. Vor schlossen Freundschaft; aber es vergingen oft Monate, in denen Fritz nichts von sich hören ließ, um dann plötzlich mit irgendeinem Vorschlag zu kommen. Er wußte, daß er stets auf mich rechnen konnte, da ich ihm sehr zugetan war und mit einer förmlichen Verehrung zu ihm aufsah.

Ich war also gar nicht erstaunt, als er mich neulich, an einem bitterkalten Wintertage, telephonisch anrief, um einen kleinen Ausflug — an die See mit mir zu verabreden. Bei zehn Grad Kälte an die See! Das sah ihm ähnlich!

„Ich bin dabei!" rief ich. „Also acht Uhr dreißig — Donnerstag früh — schön! Du, höre mal, was hast Du denn eigentlich in den letzten sechs, acht Wochen getrieben?" Aber er hatte schon angehängt. — —

Es war ein schöner, klarer Wintertag, als wir uns auf dem Bahnhof trafen. Fritz kam zwei Minuten vor Abgang des Zuges, und sah frisch und gesund aus. Da wir uns sehr lange nicht gesehen hatten, gab es natürlich eine Menge zu erzählen. Als das Gespräch endlich einmal stockte, warf ich schnell einen Blick in meine Morgenzeitung, wo ich eine Notiz über einen kürzlich verübten Einbruch bei einer reichen Dame fand.

„Sie suchen den Einbrecher immer noch", bemerkte ich.

Fritz entgegnete darauf, daß die Frau doch eine sehr genaue Beschreibung des Mannes gegeben hätte. Selbst das Mal am rechten Vorderarm hätte sie erwähnt. Sie hatte es gesehen, als er mit vorgehaltenem Revolver, das kostbare Geschmeide in der Tasche, rückwärts die Treppe hinuntergegangen war.

„Ein unverfrorener Geselle muß das gewesen sein!" sagte ich, und ging auf ein anderes Thema über, nicht ahnend, daß wir selbst noch in die Geschichte verwickelt werden sollten.

Als wir wieder in der Stadt angekommen waren, gingen wir zunächst in den Waschraum, um uns von unserer Tageswanderung etwas zu säubern. Der eine der dienstbaren Geister stand so dicht neben uns, daß ich ihm beim Waschen fast einen Rippenstoß versetzt hätte. Ich wünschte, er wäre weniger diensteifrig gewesen, und — später wünschte ich es noch mehr!

Denn er verschwand plötzlich, um gleich darauf mit zwei Männern zurückzukommen, denen man ihren Detektivberuf sofort angesehen hätte, auch wenn nicht dicht hinter ihnen einige Bahnpolizeibeamte aufgetaucht wären.

Der diensteifrige Mann zeigte auf Fritz, und die Beamten musterten ihn mit gestrengen Blicken. Fritz wollte gerade seine Hemdärmel herunterstreifen, als ihn der eine Detektiv am Handgelenk packte.

„Verzeihung, Herr," sagte er, „ich möchte gern einmal Ihren Arm etwas näher betrachten."

„Nanu, warum?" fragte Fritz, und versuchte sich loszureißen.

„Machen Sie keine Geschichten," sagte der Detektiv. „Sie brauchen nur einen Augenblick Ihren Aermel hochstreifen. Wir suchen einen jungen Mann, der Ihnen sehr ähnlich sieht. Also, wird's bald?!"

„Was geht mich das an? Lassen Sie mich in Ruhe!" brüllte Fritz.

„Gut! Dann müssen wir Gewalt anwenden," sagte der Beamte, und gab seinen Kollegen einen Wink.

Im nächsten Augenblick stürzten sie alle auf meinen Freund, warfen ihn zu Boden und hielten ihn so lange fest, bis es dem einen Detektiv gelungen war, den rechten Aermel hochzustreifen.

„Oho!" rief er triumphierend. „Hier haben wir ja das bewußte Mal auf dem rechten Arm."

„Zum Teufel, was geht Sie das an?" schrie Fritz, sich verzweifelt windend und krümmend. „Ist das vielleicht ein Verbrechen, ein Mal zu besitzen?"

„Das nicht; aber trotzdem ist der Mann mit dem Mal manchmal ein Verbrecher," sagte der Beamte bedeutungsvoll.

„Fritz," rief ich ihm zu, „sie halten Dich anscheinend für einen Mörder der reichen Erbin! Weißt Du nicht mehr? — Das Mal am rechten Arm!"

„Ja, allerdings, darum handelt's sich," fuhr ihn der Detektiv an. „Sie ziehen Ihren Rock an und dann kommen Sie mit."

Gefolgt von einer ansehnlichen Menschenmenge, gingen wir zur Polizeistation.

„Na, was wird denn nun?" fragte Fritz den Polizisten, in dessen Gesellschaft wir schon eine Viertelstunde in einem schlecht erleuchteten, ungemütlichen Raum warteten. Der Schutzmann, ein sehr korpulenter Herr mit einem roten, gutmütigen Gesicht, räusperte sich und sagte dann bedächtig:

„Tja, die werden nun wohl versuchen, Fräulein Ruth Behrens zu erreichen, damit sie gleich herkomme und Sie — eventuell — identifizieren kann. Ich sage: eventuell, denn ich weiß ja nicht, ob es ihr gelingen wird! Soviel ich gehört habe, ist sie in der Oper."

„Das ist doch aber unhöflich, sie mitten aus der Vorstellung herauszuholen," sagte Fritz lachend.

„Ja, sie wird der Polizei jedenfalls nicht dankbar sein nachher," bemerkte ich.

Es blieb uns also nichts weiter übrig, als der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Mich packte allmählich die Verzweiflung, aber auf Fritzens Gesicht verschwand das halb spöttische, halb belustigte Lächeln nicht. Ich war froh darüber, daß er die ganze Sache als einen Ulk hinnahm. Aber gleichzeitig fragte ich mich, was wohl geschehen möchte, wenn die reiche Erbin sich irrte und in Fritz den Verbrecher sehen würde?

Endlich wurde er in einen anderen Raum geführt, in dem schon ein halbes Dutzend anderer Männer stand, junge Burschen, Verbrechertypen. Fritz gesellte sich lächelnd zu ihnen.

Und dann, nach weiteren zehn Minuten, kam sie, blendend schön, in großer Abendtoilette, schimmernd im Perlen- und Brillantenschmuck. Aber um ihren Mund lag ein trotziger Zug.

„Also, was habe ich zu tun?" fragte sie den Beamten, der sie hereingeführt hatte.

„Sie brauchen sich nur ein paar Männer anzusehen und, wenn möglich, den richtigen zu bezeichnen," erklärte er.

Ich sah zu den Verhafteten hinüber. Fritz stand in der zweiten Reihe und — lächelte noch immer.

Fräulein Ruth Behrens musterte die Reihe der Verdächtigen und sah jeden mit ihren schönen Augen lange an. Ich hatte das Empfinden, daß es selbst für diese armen Schlucker ein erhebender Augenblick gewesen sein mußte.

Fritz beantwortete ihren durchdringenden Blick mit einem offenen, freundlichen Lächeln.

„Ich sehe wohl, welchen Mann Sie im Verdacht haben", wandte sie sich an den Beamten. „Ein einziger hier entspricht ungefähr meiner Beschreibung; das ist der zweite in der zweiten Reihe."

„Fritz!" entfuhr es mir.

„Aha!" sagte der Polizeibeamte gewichtig.

„Aber das ist der Mann nicht," fuhr die Dame fort.

„Nicht?! Aber er muß es sein! Er hat auch das Mal auf dem rechten Arm."

„So? Das ist ein sonderbarer Zufall. Denn das kann der Mann nicht sein, den ich auf der Treppe traf. Sehen Sie doch selbst dieses offene, freundlich lächelnde Gesicht. Ich sagte Ihnen doch, daß der Kerl einen ganz bösen Blick hätte."

Es war interessant, wie sie Fritz gegen alle Einwendungen des Polizeibeamten verteidigte. Ein ganz famoses Mädel! Endlich wandte sie sich zu ihren Begleitern um und meinte: „Jetzt wird es aber Zeit, zu soupieren; ich habe einen furchtbaren Hunger."

Niemand war froher als ich, als ich Fritz als freien Mann wieder hinausführen konnte. Aber jetzt kam bei ihm die Reaktion. Das Lächeln schwand aus seinem Gesicht, sein Arm zitterte in dem meinen, und kein Wort war ihm zu entlocken.

Ich schimpfte auf die Polizei, auf die Detektive und sang das Loblied des schönen Mädchens in allen Tönen, aber er reagierte mit keiner Silbe darauf.

So waren wir ziellos durch verschiedene Straßen gelaufen, als er mich plötzlich am Arm packte und hastig flüsterte:

„Sieh Dich nicht um, ich glaube, man verfolgt uns. Ich habe keine Lust zu neuen Abenteuern, ich werde hier in der Seitenstraße verschwinden. Gute Nacht und — laß Dir's gutgehen!"

Im selben Augenblick war er verschwunden. Was blieb mir übrig, als achselzuckend meinen Weg fortzusetzen. Es war wieder einmal so echt Fritz Finders Art!

Als ich mich einmal umsah, entdeckte ich zwei dunkle Gestalten, und der Schein einer Laterne zeigte mir das Gesicht einer der beiden Detektive, die uns im Waschraum überrascht hatten. Die ausgesetzte Prämie ließ ihnen anscheinend keine Ruhe. — —

* * *

Soeben erhalte ich einen Brief mit amerikanischen Marken. Der Stempel ist unleserlich. Das Kuvert enthält nur eine Karte mit den Worten: „Zur Erinnerung an unseren winterlichen Strandbummel und seine Folgen. Ende gut — alles gut. Die Erbin erkannte mich nicht, weil ich so lieb lächelte. Damals, als wir uns zum ersten Male sahen, habe ich wahrscheinlich nicht so gelächelt! Außerdem beurteilt man einen Mann wohl meist nach seinem Verkehr. Darum möchte ich Dir für Deine unbeabsichtigte Beihilfe danken, Du guter, unschuldiger Junge! — F. F." Das ist denn doch zum — —!

Die Schlafzimmertapete.

Bei der Wahl der Schlafzimmertapete sollte man nicht nur den Geschmack allein entscheiden lassen, sondern auch psychologische Momente in Betracht ziehen. Denn für unsere Nerven, für unsere Gemütsverfassung ist es durchaus nicht gleichgültig, wie die Wände des Schlafraums bekleidet sind. Man darf nicht etwa meinen, daß gerade bei diesem Zimmer — weil es hauptsächlich während der Dunkelheit benutzt wird — die Ausstattung keinen nennenswerten Einfluß auf unsere Stimmungen ausüben könne. In Wirklichkeit ruht unser Blick doch öfter auf der Schlafzimmertapete, als man bei der ersten flüchtigen Ueberlegung wähnt. Abends beim Zubettgehen sind die Tapetenmuster, die uns von den Wänden grüßen, oft der letzte Eindruck der Außenwelt, den unser Auge noch empfängt. Ist dieser Eindruck nun zu phantastisch, zu bewegt, so wird unser Gehirn ihn oft des Nachts zu friedlosen Träumen verarbeiten. Auch ist zu bedenken, daß viele Leute im Schlafzimmer ihre Nachmittagsruhe zu halten pflegen. Da man es in solchen Fällen liebt, die Stube nur halb zu verdunkeln, haben ungeeignete Farben und Muster noch hinreichend Macht, den Liegenden, der in dieser Stunde Erholung und Nervenentspannung sucht, psychisch ungünstig zu beeinflussen. Und nicht zu vergessen sind auch Tage der Krankheit oder Rekonvaleszenz. In den Schwächezuständen solcher Zeiten ist man den Stimmungen, die von den Wänden des Schlafraumes ausgehen, geradezu preisgegeben. Ruhig darf man also die Wahl der Schlafzimmertapete als eine Frage der Nervenhygiene betrachten.

Zu berücksichtigen sind bei dieser Wahl drei Punkte, nämlich der Helligkeitswert, die Farbe und das Muster des Papiers. Ob die „ideale" Schlafzimmertapete hell oder dunkel sein soll, darüber ist viel disputiert worden. Dunkle Tapeten wirken beruhigend. Wo jedoch Hang zum Trübsinn vorhanden ist, stimmen sie leicht melancholisch. Helle Wände werden meist wohltuender empfunden. Allzu lichte Töne freilich haben für den Schlafraum etwas zu Aufmunterndes, Wacherhaltendes. Ein feiner Mittelton, der aber trotz seiner Gedämpftheit noch den Eindruck des Hellen erweckt, ist am empfehlenswertesten.

Und nun die Farbe! Sie ist von ganz besonderer Wichtigkeit. Schon Goethe wies darauf hin, daß die verschiedenen Farben verschiedene Stimmungen erzeugen. Inzwischen hat man diese Tatsache experimentell erforscht, und so wissen wir heute, daß rote und gelbe Lichtstrahlen im allgemeinen anregend, aber zugleich auch beunruhigend und aufreizend wirken können, während bläuliches und grünliches Licht in eine sanfte und friedliche Stimmung versetzen. Demnach hat man natürlich bei der Auswahl von Schlafzimmertapeten grünlichen und bläulichen Tönen den Vorzug zu geben. Ganz zu verpönen sind jedoch rote Papiere, die einen sehr aufregenden Einfluß auf sensitivere Leute haben. Ein recht interessantes Beispiel für die starke Wirkung der roten Farbe auf die Psyche bietet übrigens eine kleine Beobachtung, die Schiller an sich machte. Er fand nämlich, daß ein paar karmesinrote Vorhänge, die in seinem Zimmer zu Weimar hingen, seine Phantasie außerordentlich belebten und ihm das Produzieren erleichterten. In diesem Falle war die Wirkung des Roten eine willkommene, aber was das Dichten fördert, begünstigt eben nicht den Eintritt des oft so herzlich herbeigesehnten Schlummers. Aus allen Räumen, in denen man nicht Anregung, sondern friedliches Ausruhen und völlige Entspannung sucht, seien darum rote und rötliche Töne verbannt!

Ausschlaggebend für die Wirkung eines Raumes ist selbstverständlich auch das Muster, das seine Wandbekleidung zeigt. In dieser Hinsicht sollte nun die Schlafzimmertapete äußerst diskret gehalten sein. Nur zarte, unaufdringliche, verhältnismäßig kleine Ornamente sollen auf ihr angedeutet sein. Ihr Muster soll etwas Monotones, Einschläferndes haben, es soll — wie der moderne Kunstgewerbler sich ausdrückt — ein Muster sein, das „Müdigkeit suggeriert". Ganz verkehrt ist es dagegen, lebhafte, farbensprühende, wirr verschlungene Blumenmuster, phantastische Vogelgestalten, Rokokoszenen und ähnliches sich in den Schlafraum verirren zu lassen; denn solche unruhige Papiere gehören nur in Gesellschaftsräume, wo ihr aufmunternder, anregender Einfluß erwünscht ist. Großzügige Muster, die in der Dämmerung leicht etwas Groteskes und Fratzenhaftes annehmen, dulde man namentlich nicht im Kinderschlafzimmer, denn sie pflegen bei den Kleinen zu Schreckträumen zu führen, besonders wenn es sich um nervöse Kinder handelt.

In den Ver. Staaten ist mehr britisches Kapital angelegt, als in irgend einem anderen Lande. Man schätzt den Betrag auf $3,773,000,000.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 15c

Modernes Nachmittagskleid
No. 8051.

Das hier illustrirte Modell ist ein Kleid von schöner Wirkung, bestehend aus Rock und Bluse, letztere mit abfallender Schulter und einem sehr aparten Kragen gearbeitet. Der Rock zeigt rückwärts in Kniehöhe ein breites Bandeaux. Dem Vordertheil werden zwei Taschen aufgesetzt, die man jedoch nach Belieben auch weglassen kann. Ein breiter, auf Façon gearbeiteter Gürtel vervollständigt den Anzug. Alle modernen Stoffe lassen sich zu dieser anziehenden Toilette verarbeiten. Für praktische Zwecke giebt man Wollepongée oder Serge den Vorzug. Faille und gemusterte Seide, sowie Seidenpoplins sind geeignete Stoffe für kleine Gesellschaftskleider.

Folgender Rath zum Markiren der Nähte und Falten, der sich als praktisch

8051

erwiesen hat, wird vielen Hausschneiderinnen von Nutzen sein. Mit einem Stück Schneiderkreide markirt man, solange das Schnittmuster dem Stoff aufliegt, alle Nahtzugaben, Falten und Fältchen, nimmt den Schnitt hinweg und zieht mit einen doppelten Faden alle Zeichen noch, doch so, daß der Faden stets nur lose aufliegt. Hierauf nimmt man beide Stofftheile auseinander und schneidet die Fäden genau zwischen den Theilen durch. Auf diese Weise sind beide Stoffseiten gleichmäßig gezeichnet. — Das Schnittmuster ist vorräthig in 5 Größen, 34—42, und erfordert 4⅞ Yard Material bei 36 Zoll Breite zur Herstellung.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst 15 Cents an jedes bestellte Muster an das

Pattern Dept., Omaha Tribüne
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre ..... bei Kinderjachen.)
Name .....
No. ..... Straße.....
..... Stadt .....

In sonderbarer Weise wurde der junge Willie Fehlhafer von Sioux Falls, S. D., schwer verletzt. Er stand auf einem sogenannten Mannloch des Abzugskanals, als ein Vorübergehender ein brennendes Streichholz in eine Oeffnung des Abzugskanals warf; in letzterem hatte sich wahrscheinlich aus einem Leck in einer Gasröhre kommendes Gas angesammelt, das sich durch das Streichholz entzündete. Es erfolgte eine Explosion, durch welche der Deckel des Mannlochs mit dem daraufstehenden Jungen etwa zehn Fuß hoch in die Luft geschleudert wurde. Der Junge wurde in bewußtlosem Zustande nachhause gebracht, und obwohl er am Rücken schwer verletzt wurde, hofft man, daß er wieder vollständig genesen wird.

Bei einem Brande, welcher in der Fabrik der „Baltimore Pulverizing Company" zu Canton, Md., ausbrach und einen Schaden von $1000 verursachte, kamen auch 300 Tauben um. Dieselben gehörten dem Herrn George W. König, Sohn des verstorbenen Kongreßmitgliedes Geo. König, welcher den Verlust seiner Lieblinge sehr bedauert. Das Taubenhaus befand sich über dem Dampfkesselgebäude, und die Tiere erstickten infolge des dichten Rauches, ehe sie aus ihrer gefährlichen Lage befreit werden konnten. Herr König ist der Superintendent der Fabrik.